

XXII. (1316–1334). Gemeinsam ist dieser Epoche im Vergleich zu früheren Auseinandersetzungen um geistliche und weltliche Gewalt ein höheres Diskussions-, Reflexions- und Kommunikationsniveau, charakterisiert durch die Universitäten (dabei sowohl der Theologen und Kanonisten wie der Juristen) und die neue Aristoteles-Rezeption. Dieses neue reflexive Milieu traf zusammen mit der polarisierenden Wirkung der beiden genannten Päpste, die jeweils durch schroffes und konfliktverschärfendes Verhalten zur Profilierung der Positionen beitrugen und so die theoretische Reflexion vorantrieben. Dabei stellt sich heraus, daß Thomas von Aquin für beide Seiten eine wichtige Rolle spielt, zumal er in seiner Schrift „De regno“ den Schritt vom (individualethischen) Fürstenspiegel zur politischen Theorie der Herrschaftsbegründung geht. Aber seine Position wie auch Wirkung ist ambivalent. Für konkrete Konflikte bietet er keine Entscheidungshilfe; und auch nachher finden sich „Thomisten“ auf beiden Seiten (44f.).

Im Rahmen dieses Buches kommen zur Sprache die Autoren der Auseinandersetzung zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen, d. h. vor allem Aegidius Romanus einerseits, Johannes Quidort andererseits, die Reform-Memoranden des Konzils von Vienne, Dante und Guido Vernani, Augustinus von Ancona („Triumphus“) und Alvarus Pelagius, in besonderer Ausführlichkeit natürlich Marsilius von Padua und Wilhelm von Ockham. Die Darstellung ist jedoch eher eine komplizierte Ereignis-Geschichte als eine Ideengeschichte. Die jeweiligen tagespolitischen Hintergründe, aber auch die soziologisch-politischen Strukturen in Kirche und Staaten, werden genau beleuchtet; von den „Konsistorien“ über die Anfänge der „Ständeversammlungen“ bis zum Franziskanischen Armutsstreit, wird auch allen Detailfragen nachgegangen. Freilich tritt dadurch der „rote Faden“ manchmal etwas zurück. In manchen Fällen vermißt man die elementare Beschreibung (und nicht nur Interpretation) von Ideen, Positionen und Argumenten, so etwa bei dem Dominikaner Guido Vernani, der gegen Dantes „Weltmonarchie“ schreibt (163f.) und bei Alvarus Pelagius (182f.). Komplizierte Sätze, komplizierter Stil und viele Abschweifungen machen die Lektüre nicht leicht; nur beim Armutsstreit bricht eine lebendigere Sprache hervor. Mit am interessantesten, wohl auch am meisten von persönlicher Sympathie begleitet, ist das Kapitel über Ockham (248–295). Bemerkenswert ist insbesondere die Herkunft seiner politischen Theorie aus dem Armutsstreit und damit der Eigentumslehre (282–288). Nach dem Sündenfall gibt es Eigentum nur noch in gebrochenem Sinne, d. h. als Gebrauchsrecht, das primär allen Menschen zukommt. Die spezifische Geschichtlichkeit und Wandelbarkeit politischer (und auch kirchlicher) Ordnung bei Ockham hängt letztlich mit der Relativierung von Eigentum und auch Herrschaft durch den Sündenfall zusammen; daraus folgt, daß jede Legitimität (weltliche wie geistliche) an Funktionserfüllung hängt und es ein Widerstandsrecht (gegen den Tyrannen wie den „papa haereticus“) gibt.

Was ist die praktische Funktion der politischen Theorie? Sie ist nicht Wegweiser, jedoch Stütze und Rückendeckung (297), ob nun bei Bonifaz VIII., Philipp dem Schönen oder Ludwig dem Bayern. Das immer wieder zitierte angebliche Wort Ockhams „Kaiser, verteidige mich mit dem Schwert, dann werde ich dich mit dem Wort verteidigen“, versinnbildet dieses Verhältnis (298). Andererseits gehen die meisten Traktate nicht in einer eng „apologetischen“ Funktion auf. Sie haben eine Eigendynamik. Schlüsselfigur der Verbreitungsgeschichte der Texte ist schließlich der universitär gebildete fürstliche Rat oder der gelehrte kirchliche Prälat (304). KL. SCHATZ S. J.

GOTTFRIED VON LAIMBECKHOVEN SJ (1707–1787). Der Bischof von Nanjing und seine Briefe nach China mit Faksimile seiner Reisebeschreibung. Transkribiert und bearbeitet von *Stephan Puhl* (1941–1997) und *Sigismund Freiherr von Elverfeldt-Ulm* unter Mitwirkung von *Gerhard Zeilinger*. Zum Druck vorbereitet und herausgegeben von *Roman Malek SVD* (Institut Monumenta Serica St. Augustin). Nettetal: Steyler Verlag 2000. 492 S., ISBN 3-8050-0442-7.

Gottfried von Laimbeckhoven (= L.), der letzte deutsche China-Missionar der alten Gesellschaft Jesu, seit 1738 in China, 1755 zum Bischof von Nanjing (Nanking, neben Peking und Macao Patronatsbistum nach dem Kompromiß von 1696) geweiht, wohin er freilich wegen der Verfolgungssituation erst 1768 reisen konnte, dazu 23 Jahre hindurch

(von 1757 bis 1780) Administrator von Peking (wo er nie hinkam), gehört zu den bedeutendsten Gestalten der Spätzeit der früh-neuzeitlichen China-Mission.

Bekannt und bereits publiziert sind seine Briefe im „Welt-Bott“ (= WB), die die erste Zeit seiner Missionarstätigkeit (noch nicht als Bischof), nämlich 1735–50 abdecken, ferner seine bereits 1740 gedruckte Reisebeschreibung von Lissabon nach Goa und Macao. Neu publiziert (in Faksimile und Druck) werden hier 25 Briefe von ihm an Familienangehörige aus dem Familienarchiv des Schlosses Heimbach/Breisgau (69–263). Sie erstrecken sich über die Jahre 1759–62 und wiederum 1777–85 und sind vor allem deshalb interessant, weil es bisher keine Zeugnisse privaten Charakters von L. gab (die Briefe im WB waren von Anfang an für den Druck bestimmt), dann, weil sie einen anderen Zeitraum abdecken als die Briefe im WB, nämlich seine Bischofszeit, die Zeit der verschärften Verfolgungen in China und gleichzeitig die Zeit der Verfolgung und Nicht-mehr-Existenz der Gesellschaft Jesu (wobei leider eine Lücke von 1762 bis 1777 und damit für die Zeit der kirchlichen Aufhebung klafft). Dieser Edition vorangestellt ist ein hervorragend geschriebenes Lebensbild L.s von dem verstorbenen Stephan Puhl (25–61), welches sich außer auf die neu publizierten Briefe vor allem auf die Biographie von J. Krahl („China Missions in Crisis. Bishop L. and His Times“, Rom 1964) stützt. Es folgt schließlich ein Faksimile des (auf Schloß Heimbach befindlichen) Originals und des Drucks seiner Reisebeschreibung (275–490).

Die Zeit von Bischof L. ist die letzte Zeit der alten China-Mission, charakterisiert durch verschärfte römische Ritenverbote, immer stärkere Verfolgungen (bei freilich, durch die jeweiligen örtlichen Mandarine bedingt, regional sehr unterschiedlicher Situation: vgl. 141 f., 157, 256), fortdauernden Streit zwischen Padroado und Propaganda, dazu Kampf gegen die Gesellschaft Jesu und schließlich „Pekinger Schisma“. All diese Konflikte verstärkten sich gegenseitig in dramatischer Weise und ergaben zusammen eine unerträgliche Situation, noch zusätzlich verschärft durch die jahrelangen Verkehrswege, durch die eine wirkliche Abstimmung mit Rom unmöglich war, weil die Antworten nicht oder viel zu spät kamen (vgl. bes. die auf S. 38 beschriebenen absurden Vorgänge), sowie durch in Unkenntnis der Situation erlassene und auch in sich widersprüchliche römische Entscheidungen im Ritenstreit (42–47). Speziell aus den Privatbriefen von L. gehen noch bestimmte Anliegen hervor, die ihn besonders beschäftigten. Dies ist einmal die ständige Sorge, wie und über welche Kanäle die Postverbindung mit der Heimat aufrechtzuerhalten war. Dann ist es seine eigene finanzielle Grundlage: die Pension, die ihm als Patronatsbischof aus Portugal zustand und die ihm doch nach der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal jahrelang vorenthalten wurde. Im Streit zwischen Padroado und Propaganda verschreibt er sich nicht einseitig einer Partei (60); ja, aus seinen Privatbriefen geht hervor, daß er trotz der jahrelangen Vorenthaltung der Pension eine größere Sympathie für das Padroado empfindet (237, 249). Stephan Puhl faßt zusammen: „An diesem Mann fasziniert, daß er unbeirrt seinen Weg ging und ihm treu blieb. Er blieb der Kirche ergeben, obwohl der Papst ohne Angabe von Gründen seinen Orden nur deshalb auflöste, weil er dem allgemeinen Druck nicht standhalten konnte. Er gehorchte einer kirchlichen Administration, die ihm geradezu den Boden entzog, ging aber nie den zwar leichten, aber erniedrigenden Weg der Unterwürfigkeit ... Gottfried von Laimbeckhoven ist ein Beispiel dafür, daß eine Person scheitern kann, ohne versagt zu haben und ohne deshalb zu zerbrechen. Er war unbeugsam gegenüber äußeren Widerständen, unbequem für seine Oberen, aber bedingungslos loyal und verläßlich in der Auseinandersetzung mit ihnen“ (56).

L. erfuhr von der Fortexistenz der SJ in Rußland und ebenso in Preußen (228 f., 262), wobei er freilich nicht wußte, daß in letzterem die Verkündigung des Aufhebungsbriefes inzwischen (1776) nachgeholt worden war. Diese Fortexistenz ist für ihn in einem Brieffragment nach 1782 Grund zu sagen: „Nunc dimittis, Domine, servum tuum in pace“ und getröstet zu sterben (262). Stimmt darüber hinaus die Nachricht, L. habe vor seinem Tode die (Wieder-)Aufnahme in die in Weißrußland fortexistierende SJ erbeten (und erhalten)? Sie findet sich zuerst bei Zaleski (*Les Jésuites de la Russie-Blanche*) und wurde von Väh (Koch, „Jesuiten-Lexikon“, Sp. 1060) übernommen. Leider wird diese Nachricht nur kurz unter Berufung auf Väh in einer Fußnote erwähnt (262, Anm. 104), ihr jedoch nicht nachgegangen, obgleich sie Kahl (301, Anm. 36) für zwar nicht sicher be-

legbar (da in den Katalogen im römischen SJ-Archiv darüber nichts zu finden), jedoch für wahrscheinlich hält und das zitierte Brieffragment zumindest eine solche Demarche seinerseits plausibel erscheinen läßt.

KL. SCHATZ S. J.

MEIWES, RELINDE, „*Arbeiterinnen des Herrn*“. Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert (Reihe „Geschichte und Geschlechter“; Band 30). Frankfurt am Main, New York: Campus 2000. 341 S., ISBN 3-593-36460-3.

Von der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. an (in der Erzdiozese Köln z. B. ab 1872) ist in den fortgeschrittenen „Katholizismen“ ein geschichtlich neues Phänomen festzustellen. Jetzt, und jetzt erst, ist die Mehrzahl des „kirchlichen Personals“ weiblich, d. h., die Zahl der Ordensschwester übertrifft die Gesamtzahl von Priestern und männlichen Ordensleuten. Dieses erst in jüngster Zeit in der Katholizismus-Forschung beachtete Faktum der „Feminisierung des kirchlichen Personals“ hat zweifellos prägende Bedeutung für das Erscheinungsbild der katholischen Kirche, welche so mehr als bisher „den Gläubigen weiblich entgegen(trat)“ (264), und nicht zuletzt für das Verhältnis von Kirche und moderner Gesellschaft, bzw. für die Bildung eines katholischen Milieus. Historisch-soziologisch ist es ein Phänomen der Gesellschaft und Kirche im Übergang zur Moderne („im langsamen sozialen Wandel“). Diese Zusammenhänge sind vor allem für den französischen Bereich in dem epochemachenden Werk von Claude Langlois (*Le catholicisme au féminin*, 1984) dargestellt worden.

Relinde Meiwes bietet eine ähnliche Darstellung für Preußen – und kommt im wesentlichen zu denselben Ergebnissen. Ihre Arbeit, primär sozialgeschichtlich orientiert (wengleich sie durchaus die religiöse Innenseite nicht vernachlässigt) und als solche von der Fakultät für Geschichtswissenschaft in Bielefeld als Dissertation angenommen, untersucht die 23 neuen Kongregationen, die in Preußen (innerhalb der Grenzen ab 1866, weshalb auch die Dernbacher Schwestern von Katharina Kasper und die Franziskanerinnen von Thuine dazugehören!) meist zwischen 1840 und 1860 entstanden sind. Dies war nicht leicht, da die Quellenlage schon in Anbetracht des meist geringen Interesses der Gründerinnen und sonstigen Schwestern an autobiographischen Selbstdarstellungen meist karg ist (21–23); immerhin bot die von Klara Fey gegründete Schwesternkongregation vom armen Kinde Jesu doch einen reichhaltigen Quellenbestand. Wichtig ist allein schon, daß die Gründungsgeschichten, meist nur jeweils vom historiographischen Interesse der einzelnen Kongregation behandelt, als Gesamtphänomen gesehen und dann, worin vor allem ein Vorzug dieser Arbeit besteht, in den gesellschaftlichen Kontext der Rolle der Frau eingeordnet werden.

Insgesamt ergibt sich hier, daß sich in den neuen Schwesterngemeinschaften Möglichkeiten fraulichen Wirkens eröffneten, „für die es im bürgerlichen Projekt der Moderne keinen Raum gab“ (267). Die einzelnen wichtigen Ergebnisse seien skizziert. Der I. Teil („Frauenkongregationsfrühling“, 27–113) bietet einen gewissen Rahmen, wobei das 1. Kap. exemplarisch die Gründungsgeschichte der Klara-Fey-Schwester darstellt (27–51), das zweite („Kongregationen als Medium weiblicher Vergesellschaftung in Kirche und Staat“, 52–72) den ordens- und staatskirchenrechtlichen Rahmen bietet und das dritte („Gründerinnenzeiten“, 73–113) einen ersten Überblick über diese 23 neuen Kongregationen (die 1872 bereits über 50 % aller in religiösen Gemeinschaften lebenden Frauen in Preußen umfassen) bietet. Ein interessantes Ergebnis ist u. a., daß die Mehrzahl der Gründerinnen aus bürgerlichen Schichten stammt; Katharina Kasper und die Gründerin der Franziskanerinnen von Waldbreitbach sind hier in ihrer Unterschicht-Herkunft untypisch. – Der II. Teil („Innenansichten: Lebens- und Arbeitsgemeinschaft“, 115–243) enthält die Kap. über Gemeinschaftsleben, Arbeit und Religiosität. Zum ersteren („Genossenschaftliches Frauenleben zwischen Individualität und Gemeinschaft“, 117–155) sind die Feststellungen der sozialen Herkunft interessant. Trotz des Verzichts auf die starre Mitgiftpraxis der alten Orden bewirkten bestimmte Voraussetzungen, daß die Mehrzahl aus den Mittelschichten und nur vergleichsweise wenige aus der Unterschicht kamen (122–124, 134f.). In ihrer beruflichen Tätigkeit („Arbeitsfelder zwischen Barmherzigkeit und neuer weiblicher Berufstätigkeit“, 156–216) liegt bekanntlich die wichtigste Leistung im Bereich der Krankenpflege, die zunächst als